

Barbara Stöckl im Gespräch
ORF2, 30.10.2014 23:05 Uhr

(Transkript)

Barbara Stöckl im Gespräch mit
– Roger Willemsen, Bestseller-Autor
– Hannes Androsch, Ex-Politiker und Unternehmer
– Julian Schmid, jüngster Nationalratsabgeordneter Österreichs
– Maria Rauch-Kallat, Ex-Politikerin und Unternehmensberaterin

„Demokratien sind stärker als Terroristen“, betonte Bundespräsident Heinz Fischer in seiner Rede zum Nationalfeiertag. Doch wie gesichert sind die demokratischen Werte 25 Jahre nach dem Fall des Eisernen Vorhangs in unserer Gesellschaft und was bedeutet Demokratie in der alltäglichen Praxis überhaupt?

In seinem Bestseller „Das Hohe Haus“ beschäftigt sich Roger Willemsen als Insider mit diesen Fragen. Ein Jahr lang hat er von der Zuschauertribüne aus die Sitzungen des Deutschen Bundestags verfolgt. Seine Erkenntnisse: Kanzlerin Angela Merkel ergreift häufiger ihr Handy als das Wort und um die Manieren ist es nicht sonderlich gut bestellt. Warum er den Abgeordneten trotzdem ein gutes Zeugnis ausstellt, erzählt er in STÖCKL.

Der ehemalige Finanzminister und Vizekanzler Hannes Androsch kann auf eine ebenso lange wie bewegte Zeit im Parlament zurückblicken. Funktioniert es nach wie vor als Herzstück der Demokratie und wie ist es um die Würde des Hohen Hauses bestellt?

In Kapuzenpulli, Jeans und Turnschuhen sitzt Julian Schmid seit einem Jahr im Nationalrat und sorgte mit seiner Kleidung für Aufruhr bei älteren Kollegen. Österreichs jüngster Nationalratsabgeordnete und Jugendsprecher der Grünen zieht Bilanz über das Leben auf der Oppositionsbank und spricht über seine politischen Anfänge als Schulsprecher und Organisator eines Kantinenstreiks.

Rebellisch zeigte sich auch stets die ehemalige Frauenministerin Maria Rauch-Kallat. Besonders ihr Einsatz für die Berücksichtigung der „Töchter“ in der Bundeshymne sorgte für starken Gegenwind aus den eigenen ÖVP-Reihen. Womit hat man als Frau im Hohen Haus zu kämpfen?

Barbara Stöckl: Guten Abend, meine Damen und Herren. Laut Winston Churchill ist die Demokratie bekanntlich die schlechteste aller Regierungsformen, bloß – wir kennen keine bessere. Auch darüber wollen wir heute nachdenken in diesem Jahr 2014, das mit 200 Jahre Wiener Kongress, 100 Jahre Beginn Erster Weltkrieg, 75 Jahre Beginn Zweiter Weltkrieg, 25 Jahre Fall des Eisernen Vorhangs ja besonders schwer an Gedenken und Bedeutung trägt. Meine Gäste heute sind oder waren alle im Politzirkus – als Beobachter, als Gestalter. Ich darf sie Ihnen vorstellen. Ein Jahr lang saß der Deutsche Vor- und Nachdenker Roger Willemsen im Parlament. Nicht als Abgeordneter, sondern als ganz normaler Zuhörer, auf der

Besuchertribüne des Deutschen Bundestags. Eine seiner Erkenntnisse: Angela Merkel ergreift häufiger ihr Handy als das Wort. Wobei hat er die Volksvertreter sonst noch ertappt? Und ist das Parlament wirklich das Herzstück der Demokratie?

Der ehemalige Nationalratsabgeordnete, Finanzminister und Vizekanzler Hannes Androsch hat viel Zeit im Hohen Haus verbracht. Wie blickt der Elder Statesman und heutige Unternehmer auf Sitzungsmarathons, Schimpftiraden und rhetorische Debakel zurück? Und welche Ereignisse haben die Welt verändert?

Also ebenso streitbare wie überzeugte Politikerin hat Maria Rauch-Kallat im Rahmen ihrer Karriere sowohl ausgeteilt als auch eingesteckt. Das Hohe Haus war kein leichtes Pflaster für die gebürtige Wirtstochter, ehemalige Ministerin und heutige Unternehmerin. Welche Erinnerungen hat sie an ihre Politzeit?

Als Schulsprecher hat Julian Schmid einen Kätinestreik organisiert. Er war Audimax-Besetzer der ersten Stunde und ist Österreichs jüngster männlicher Abgeordneter zum Nationalrat. Mit Kapuzenpulli, Jeans und Turnschuhen verärgerte er dort ältere Krawattenträger. Wie blickt der Jugendsprecher der Grünen auf sein erstes Jahr im Hohen Haus zurück?

Herzlich willkommen meinen Gästen.

Roger, ich darf mit Ihnen gleich beginnen und mit dem Buch, das nach diesem Jahr im Deutschen Bundestag entstanden ist: „Das Hohe Haus“ – oder vor allem das Cover. Es zeigt Sie links oben ziemlich einsam auf der Besuchertribüne und unten sieht man Menschen, die miteinander plaudern, diskutieren, auf ihr Handy schauen. Ist das in einer Pause entstanden oder während einer Rede? Wurde dieses Foto gestellt, oder wie kam es zustande?

Roger Willemsen: Es sieht fast gestellt aus, dabei war es die banalste Situation. Ich sah, dass ich alleine war auf der Tribüne, rannte zu einer Fotografin, die ich nicht kannte, auf der anderen Seite, sagte: „Könnten Sie mal gerade ein Foto von mir machen?“ – Eine rot gekleidete Abgeordnete außerhalb des Bildes redet und redet und redet. Und sieht man genau hin, gibt es exakt eine Person, die halb erloschen vor sich hinguckt und vielleicht zuhört. Alle anderen sind mit irgendetwas anderem beschäftigt.

Barbara Stöckl: Ein kurzer Schnappschuss oder eine typische Szene?

Roger Willemsen: Kein Schnappschuss, sondern tatsächlich eine typische Szene, weil etwas, was zu allererst brüskiert in diesem Parlament, ist, wie wenig Respekt die demokratische Idee im Parlament selbst erfährt. Also wenn man als junger Abgeordneter daran hängt, dass sich Meinungen wiederfinden müssen, dass Streit entstehen muss, dass man zuhört, aufeinander reagiert, dass das Repräsentanten sind, die sich möglichst delegiert fühlen sollen – und dann sieht man, die lesen, die surfen, die haben ihre Handys an, die hören nicht zu. Es gibt Sitzungen, da hat die Regierungsbank eine dreiviertel Stunde lang komplett da gesessen, aber niemand hat überhaupt einen einzigen Satz von dem gehört, was am Pult gesprochen wurde. Dann ist das eigentlich eine Brüskierung dieser parlamentarischen Idee.

Barbara Stöckl: Maria Rauch-Kallat, wenn Sie sich zurückerinnern: Ist es nur im Deutschen Bundestag so?

Maria Rauch-Kallat: Nein, nein – sicher nicht. Aber es gibt schon Momente, wo auch Rede, Gegenrede, Widerrede – diskutiert wird. Aber das sind eher die seltenen Momente. Auf der Regierungsbank nicht zuhören, geht schwer. Das wird einem sehr angekreidet. Noch dazu, wo im österreichischen Parlament die Regierungsbank ja direkt vorn hinter dem Redner ist und nicht wie im deutschen Parlament an der Seite. Da ist man permanent auch im Fernsehen, das wäre eine grobe Unhöflichkeit. Lediglich wenn mehrere Regierungsmitglieder auf der Regierungsbank sitzen und es ist gerade die eigene Materie nicht dran, dann kann's schon vorkommen, dass man etwas durchsieht oder dass einem etwas hingelegt wird.

Barbara Stöckl: Julian Schmid, genau ein Jahr ist es jetzt her, dass Sie angelobt wurden zum Nationalrat. Wie groß war Ihr Respekt, wie groß war die Ehrfurcht, von der Roger Willemsen gerade gesprochen hat? Und wie verwundert waren Sie dann über das, was da tatsächlich abgeht?

Julian Schmid: Ja, also das war natürlich, wo ich reingewählt worden bin – das Parlament ist ja eigentlich das Herz unserer Demokratie, wie ja schon gesagt worden ist. Und dementsprechend bin ich reingekommen in diese Säulenhalle und in den Plenarsaal. Da habe ich mir schon gedacht – es war ein unglaubliches Gefühl, ja. Jetzt nach einem Jahr hab' ich natürlich andere Sitten dort auch kennengelernt. Ja, es ist teilweise schon auch eine Enttäuschung damit verbunden. Also teilweise weiß ich schon, okay, es ist halt manchmal das Parlament. Und natürlich, wenn Leute

zusammenkommen, ist nicht alles immer wunderschön, da gibt's auch Grobheiten. Aber ich weiß nicht, ich glaube, da könnten wir uns schon ein bisschen mehr zusammenreißen da drinnen.

Barbara Stöckl: Hannes Androsch, zu Ihrer Zeit gab's noch kein Handy – eine der wesentlichen Stör- oder auch Verführungsquellen, scheint mir, die es heute gibt für Parlamentarier. Womit haben Sie gespielt?

Hannes Androsch: Es gab vor allem noch keine Fernsehübertragung. Ich kannte das Parlament vier Jahre lang, bevor ich selber Abgeordneter wurde, als Sekretär, also ich würde behaupten, wie es denn doch wirklich funktioniert. Und das ist am wenigsten im Plenum, aber natürlich, die öffentliche Wahrnehmung ist via Fernsehen in den Plenarsitzungen. Und da ist doch auffallend – ob man den Deutschen Bundestag nimmt oder Assemblée nationale in Frankreich oder das British Parliament oder den Congress in Washington, und das vergleicht mit gleich benannten Einrichtungen in autoritären Regimen. Die sind, wie schon früher die Krolloper war, voll. Das ist ein schlechter Indikator.

Barbara Stöckl: Was ist denn erlaubt, was ist verboten? Was sind die Verhaltensregeln? Sind Sie da überhaupt so einfach reingekommen? Braucht's da irgendeine Sondergenehmigung, wenn man ein Jahr lang zuschauen will?

Roger Willemsen: Es hatte komischerweise noch nie jemand gemacht. Denn es ging ja darum, eine nichtjournalistische Perspektive einzunehmen, einfach als mündiger Bürger, Bürgerin, da zu sitzen und zu fragen. Ich musste jede Woche mich neu akkreditieren, das heißt zwei Ausweise vorlegen. Selbst zur Überquerung eines Parkplatzes brauchte ich manchmal einen Ausweis. Und dazu kam, dass die Schulklassen, die oben auf diese Tribüne gehen – und das ist das bestbesuchte Parlament Europas, dieser Deutsche Bundestag – die dürfen keinen Kaugummi kauen, die dürfen nicht schlafen, die dürfen nicht schwätzen, die dürfen nicht surfen, die dürfen –

Barbara Stöckl: All das, was unten passiert.

Roger Willemsen: All das, was unten passiert. Und natürlich ist das Erste, was ich als Reaktion hörte von einer Schuldirektorin, sie könne niemandem empfehlen, eine

Schulklasse auf diese Tribüne zu lassen, denn ADHS sehen nur die Abgeordneten aus. Die Schüler oben sind denkbar diszipliniert – die unten sind es nicht.

Barbara Stöckl: Wie haben denn die Abgeordneten auf Ihre Anwesenheit reagiert? Sie jetzt nun kein Unbekannter, das heißt, die wussten ja irgendwann einmal, dass Sie da sind und dass sie beobachtet werden.

Roger Willemsen: Ich glaube, die sind so ins Kraut geschossen, dass das nicht mehr disziplinierbar ist, mal selbst, wenn ich da bin. Aber der Parlamentspräsident Norbert Lammert, der mich ja am allerhäufigsten hätte sehen müssen – auch wenn ich häufiger im Parlament war als er – hat gesagt, er hat mich nie gesehen. Und ich hab' schon dafür gesorgt, dass ich unscheinbar war, aber der Kopf wird ja manchmal rot im Zorn.

Hannes Androsch: Im Plenum. Er war vielleicht im Parlament, sicher sogar, nur nicht im Plenum. Wir müssen uns lösen von der Vorstellung, dass das sozusagen nur eine Agora im griechischen Sinn ist, die im Plenum stattfindet. Ein Großteil dessen, was ein Parlament ausmacht, ist eben nicht im Plenum. Und das unterscheidet ein demokratisch gewähltes Parlament von Krolloperen, die ich vorhin angesprochen habe.

Roger Willemsen: Ja. Wissen Sie, was mich nur brüskiert daran, ist, dass wir sagen, wir haben eine parlamentarische Demokratie. Das heißt, sie soll sichtbar sein, denn wir wollen kein Hinterzimmer, wir wollen keine Lobbyisten da haben, wir wollen sehen können. In Deutschland findet alles im Ausschuss statt. Und alle sagen, ja, in den Ausschüssen, da wird Politik gemacht. Wir haben ein Schaufenster-Parlament.

Hannes Androsch: Auch in den Gängen.

Roger Willemsen: In den Gängen, ja. Aber da sind auch keine Kameras. Das heißt, ich hänge eigentlich an dem Gedanken, dass Politik sichtbar sein soll. Vor allen Dingen, wenn ich Entscheidungswege erkennen will. Und diese Sichtbarkeit hat nur die Architektur des Gebäudes.

Hannes Androsch: Ja, aber da gibt's ja dann das Problem – es gibt ja Höhepunkte, auch im Plenarsaal. In Deutschland waren das Rededuelle zwischen Franz Josef Strauß und Wehner. Das waren rhetorische Highlights. Dann ist schon der

Plenarsaal voll. Aber wenn administrative Entscheidungen über – ich weiß nicht, welchen Flügelschlag eine Biene haben darf – getroffen werden, die vielleicht wirklich zwei, drei Abgeordnete interessieren, weil sie sich dessen angenommen haben – bitte um Nachsicht, dass das den Rest der Mannschaft, der parlamentarischen Abgeordnetenmannschaft nicht wahnsinnig interessiert.

Barbara Stöckl: So ein Flügelschlag der Biene scheint damals das Thema der Töchter in der Bundeshymne gewesen zu sein. Maria Rauch-Kallat, Sie erinnern sich sicher an Ihren letzten Tag im Parlament, der mit einer gehörigen Enttäuschen – kann man schon sagen – verbunden wurde, als Ihre Parteikollegen geredet und geredet und geredet haben, nur damit Sie nicht mehr drankommen, um diesen Antrag einzubringen, der schon vorab vorbei an der Klubführung gemeinsam mit SPÖ und den Grünen entschieden wurde. Wie groß ist aus heutiger Sicht die Enttäuschung darüber, dass das so passiert ist?

Maria Rauch-Kallat: Es war auch damals keine Enttäuschung. Ich hab' nämlich aus langjähriger Erfahrung gewusst, dass diese Fehlentscheidung der ganzen Sache viel mehr Aufmerksamkeit geben wird, als sie je gehabt hätte.

Hannes Androsch: Eine Provokation.

Julian Schmid: Natürlich, es war eine Provokation. Man hätte mich diese drei Minuten sprechen lassen können als letzte Rednerin am letzten Plenartag vor dem Sommer, und es wäre niemandem mehr aufgefallen und das Ganze wäre untergegangen – leider, hätte ich gesagt. So waren „meine Frauen“ aus der Frauenbewegung empört, dass man mir diese letzte Rede verweigert hat. Und ich hab' nur gesagt: „Ruhig, ruhig, ruhig!“ – Damit bekommt die Sache viel mehr Aufmerksamkeit. Und nachdem wir klug genug waren, einen Selbstständigen Antrag zu verfassen und nicht einen Entschließungsantrag, den man ja nur während einer Rede einbringen kann, bin ich, als die Redezeit für meine Fraktion ausgeschöpft war, guten Mutes am Klubobmann vorbei zum Präsidium gegangen und hab' den Antrag abgegeben. Nach der Frage, ob's ohnehin ein Selbstständiger ist, hab' ich gesagt, selbstverständlich. Und damit wusste ich, das Ganze bekommt weitaus mehr Öffentlichkeit, als es sonst je bekommen hätte.

Hannes Androsch: Womit bewiesen ist: Unsere Sorgen möcht' ich haben und das Geld vom Rothschild – das betrifft den Finanzminister. Weil ich verstehe ja Ihren sozusagen Abschiedsscherz –

Maria Rauch-Kallat: Das war nicht nur ein Scherz –

Hannes Androsch: Ja, ich weiß schon. Ich hätte mir nämlich dann gewünscht Ihre Energie für eine neue alte Hymne, weil komischerweise unsere alte Hymne ist die deutsche Hymne. Und die hätte ich gern zurück mit einem vernünftigen Text, mit Töchtern oder ohne Töchter – soll sein.

Maria Rauch-Kallat: Also ich glaube, man muss fairerweise sagen, es gibt viel wichtigere Themen. Auch das wusste ich, das steht sogar im ersten Satz des Antrages. Aber es gibt viele Frauen, für die das schon sehr wichtig war, zum Beispiel Sportlerinnen, wenn sie am Podium, auf dem Siegerpodest, gestanden sind, oder andere bedeutende Frauen. Und wissen Sie, das, was sich für mich gezeigt hat – die Art und Weise, in welcher unglaublich zum Teil verletzender bössartiger Form die Diskussion dann darüber geführt wurde in den öffentlichen Foren – das hat mir gezeigt, wie wichtig die Diskussion war.

Hannes Androsch: Das war entlarvend.

Barbara Stöckl: Im Parlament gibt's an diesen Stellen dann bekanntlich Ordnungsrufe. Und da haben wir ein paar zusammengestellt. [...]

Hannes Androsch, Matthias Strolz von den NEOS hat kürzlich gesagt, das Parlament ist eine humorbefreite Zone und es würde manchmal auch mehr Humor der Sache gut tun. Wie viel Ernsthaftigkeit ist da gefordert für die Arbeit? Oder sehen Sie das auch so, dass Humor hilft?

Hannes Androsch: Naja, wir haben eine große Kabaretttradition und auch eine Kommentartradition in Österreich – ob jetzt Roda Roda oder Karl Kraus oder Altenberger, wen immer Sie nennen möchten. Und auch in der Zweiten Republik – da passt einer für alle, der Qualtinger etc. Ob wir den feinen Humor der Engländer in der Politik haben – der sehr nützlich wäre, der kann auch sehr böse sein, aber in der Form elegant – da bin ich mir nicht so sicher. Da könnten wir mehr brauchen.

Barbara Stöckl: Ich möchte Ihren Satz von vorher „Unsere Sorgen möcht' ich haben und das Geld vom Rothschild“ – also wegen dem Geld vom Rothschild mache ich mir

bei Ihnen eh keine Sorgen eigentlich. Aber unsere Sorgen – Julian Schmid, Sie haben vorher von der Ehrfurcht gesprochen, als Sie erstmals ins Parlament gekommen sind. Aber Sie kamen im Kapuzenpulli und das hat ja dann doch zu einem Skandalchen – sagen wir – gereicht. Unter dem Motto „Unsere Sorgen möchte ich haben“: Warum haben Sie sich denn keinen Anzug geleistet?

Julian Schmid: Es war bei mir einfach der Punkt, dass ich mir gesagt habe, ich will einfach so bleiben, wie ich bin. Also mich jetzt nicht verstellen, nur weil ich jetzt in die Politik gehe. Das war für mich eigentlich der Grund. Ich hab' das gar nicht großartig näher kommentiert. Ich wollte sozusagen für mich ein Statement setzen, aber das haben dann andere erledigt.

Barbara Stöckl: Ihr Parteikollege Joschka Fischer hat ja fast 30 Jahre davor ein ähnliches Statement mit den weißen Nike-Turnschuhen bei der Angelobung gesetzt. Er hat gesagt, das ist ein Zeichen für Widerstand, für Provokation, das alles ist Symbol dieser weißen Turnschuhe. Die stehen heute übrigens im Schuhmuseum in Offenbach, diese Turnschuhe. Also er hat das sozusagen inhaltlich begründet. Was war Ihr Statement?

Julian Schmid: Wie gesagt, mein Statement war im Endeffekt einfach, dass ich mich da nicht verstellen wollte. Nach einem Jahr muss ich sagen, dieser Wunsch von mir – das ist echt etwas, was ich nach wie vor total wichtig finde. Das ist nämlich wirklich die Kunst. Weil einerseits, natürlich hab' ich lernen müssen, da reinzuwachsen ein bisschen in dieses System, das kennenzulernen. Das war ganz viel Lernarbeit jetzt im letzten Jahr. Aber auf der anderen Seite – also vieles, was da drin passiert – der Herr Willemsen hat vieles gesagt vom Stil, was da falsch läuft, wo ich mich nicht anpassen will, wo ich sozusagen trotzdem so bleiben will. Und das probiere ich wirklich. Also ich probiere zum Beispiel, bei den Reden wirklich anders zu sein und aufzupassen.

Barbara Stöckl: Aber es kann durchaus sein, dass Sie sich eh schon einen Anzug kaufen wollten, nur Sie kommen jetzt nicht mehr raus aus der Kapuzenpullovernummer.

Julian Schmid: Nein, ich habe es tatsächlich noch nicht vorgehabt. Zum Beispiel, es gibt für mich ein Beispiel, wo ich mir wirklich denke, da will ich mich eigentlich nach wie vor nicht anpassen, was sehr aktuell ist. Sozusagen mit dem ersten Tag eigentlich, wo ich reingekommen bin vor einem Jahr ins Parlament, ist die Diskussion losgegangen um einen Hypo-Untersuchungsausschuss. Also das ist der größte Finanzskandal der Zweiten Republik sozusagen, und dass der untersucht wird. In jeder Sitzung hat's dann Anträge gegeben. Und dann, jetzt, sozusagen in der letzten Sitzung, ist dann endlich dieser Untersuchungsausschuss beschlossen worden bzw. das Recht – in Deutschland gibt's das schon – dass die Minderheit einen Untersuchungsausschuss einrichtet. Eine super Sache. Aber vorher haben die ganzen Altpolitiker wirklich die ganze Zeit sich hingestellt und mir erklärt, warum die Republik, wenn das kommen würde, wirklich ins Chaos stürzen würde. Und jetzt nach einem Jahr haben sich die gleichen Altpolitiker wieder hingestellt und haben gesagt: Ja, das ist die größte und wichtigste Parlamentsreform der Zweiten Republik. Die gleichen Leute.

Barbara Stöckl: Der Kopf ist rund, damit die Gedanken ihre Richtung ändern, heißt es, nicht?

Julian Schmid: Ich bin ja wirklich dafür, dass man auch seine Meinungen ändern kann. Das ist ja für mich kein Ding. Aber trotzdem – also das ist zum Beispiel etwas, wo ich wirklich sagen würde –

Hannes Androsch: Das hat Adenauer gesagt – das werden Sie zitieren vielleicht, nicht?

Roger Willemsen: Das mit dem dummen Geschwätz von gestern.

Julian Schmid: Da denke ich mir, dem will ich mich zum Beispiel einfach auch nicht anpassen.

Barbara Stöckl: Hannes Androsch, kurz noch beim Outfit. Sie waren als SPÖ-Minister ja da die Antithese zum Julian Schmid mit hundert Maßanzügen.

Hannes Androsch: Ja, wenn man die Teile einzeln rechnet, dann kommt's hin. Aber das ist wieder eine andere Geschichte.

Barbara Stöckl: Aber letztendlich eine ähnliche Provokation, oder?

Hannes Androsch: Ja. So wie ich heute gekleidet bin, war ich als Wiener Obmann des Verbandes Sozialistischer Studenten gekleidet.

Barbara Stöckl: Kann man die Würde des Hohen Hauses beschädigen? Wodurch wird sie beschädigt? Was macht diese Würde überhaupt aus?

Roger Willemsen: Also es gibt schon echte Kränkungen der parlamentarischen Idee und auch der Würde, die damit verbunden ist. Für mich eine der düstersten Stunden war, als verhandelt wurde über rechtsextreme Attentate in Deutschland. Es saßen oben auf der Tribüne die Angehörigen der Opfer, die Botschafter Griechenlands und der Türkei. Und der Kulturvertreter, der Kulturstaatsminister kommt mit 20 Minuten Verspätung, sitzt vorne, unterhält sich nach allen Seiten, lacht, findet sich immer mehr Leute, die sich amüsieren lassen. Die ersten Parlamentarier gehen, die ersten Minister gehen. Und da oben sitzen diese Angehörigen und sagen, das ist die Halbwertszeit eurer Pietät, ihr braucht so kurze Zeit, um einfach zu sagen, nächstes. Und das ist signalisiert für alle, die zugucken – auch die Jungen, die zugucken – es lohnt sich nicht. Es geht um nichts. Und das Ärgerlichste ist, wenn mir gesagt wird als Parlamentsbeobachter, wenn einer Schulklasse gesagt wird, es lohnt sich nicht. Denn dann brauchen wir dem Parlament nicht mehr zu folgen, dann brauchen wir etwas, für das in diesem Augenblick Leute im Gefängnis sitzen, weil sie irgendwo dieser parlamentarischen Idee anhängen – der brauchen wir nicht anzugehören, wenn sie im Parlament selber missachtet wird.

Barbara Stöckl: Bundespräsident Fischer hat in seiner Rede zum Nationalfeiertag gesagt: „Demokratien sind stärker als Terroristen.“ – Es sei immer wieder gelungen, Lösungen für Konflikte zu finden, starke Demokratien seien eine Brandmauer gegen Gewalt und Terror. Also er hat sozusagen dieses Konzept und diese Idee und die Bedeutung und die Stärke auch noch einmal in Erinnerung gerufen. Hat er Recht?

Roger Willemsen: Recht hat er, gar keine Frage. Ich glaube nur, dass das Volk sich nicht zurücklehnen kann – wenn man von „dem Volk“ reden kann – und sagen kann: „Macht mal.“ – Sondern wir sind beteiligt an diesem Parlament, wir haben es zu kontrollieren. Wenn das Parlament die Regierung nicht kontrolliert – und meistens hängen die Karrieren derer, die im Saal sind, von denen ab, die auf der Regierungsbank sind – wo soll da Kontrolle sein? Dann muss das Volk es tun. Und es reicht nicht, sich hinzustellen und zu sagen, mir ist fad, das gefällt mir alles nicht, ihr passt mir nicht, ihr seht komisch aus und ihr habt einen komischen

Gefühlshaushalt. Nein. Es gibt Petitionsausschüsse, es gibt außerparlamentarische Oppositionen.

Julian Schmid: Weil Sie ja gemeint haben, dass sich die Jungen sehr oft wirklich davon abwenden. Und das sehen wir ja teilweise in Österreich wirklich, also dass das Interesse von jungen Menschen an der Politik einfach abnimmt. Das ist wirklich – das hat sehr viel auch mit dem zu tun, dass die Leute das Parlament anschauen und sich denken, erstens hat man irgendwie das Gefühl, die Politik bringt nichts weiter und die streitet irgendwie nur. Wie gesagt, die können sich im Endeffekt nicht einmal selber kontrollieren und haben sich nicht einmal im Griff, was soll ich denen dann die Verantwortung geben. Und das ist für mich schon eine sehr spannende Erfahrung, gerade jetzt als Junger, wo ich jetzt reingekommen bin. Ich habe nämlich so einen Videoblog auf YouTube, wo ich junge Leute in Österreich interviewe zu verschiedenen Themen, was ihre Meinung ist. Und dann frage ich immer wieder so zum Spaß dazwischen: „Was glaubst du, was ich für einen Job habe?“ – Und dann sagen mir die Leute alle: „Journalist? Student? YouTube-Blogger?“ – Und dann sage ich: „Nein, ich bin Abgeordneter im Parlament.“ – Dann ist einmal Funkstille. Dann glauben die wirklich, ich will sie jetzt auf den Arm nehmen oder so. Also das heißt, junge Leute können sich teilweise gar nicht vorstellen, dass da wirklich junge Menschen im Endeffekt da drinsitzen, die ihre Interessen vertreten, dass das überhaupt irgendwas mit ihnen zu tun hat.

Barbara Stöckl: Dazu schreibt die FAZ heute, dass die Studenten noch nie so unpolitisch waren wie heute. Also eine ganz aktuelle Umfrage in der FAZ. Nur 24 Prozent der Studenten sagen noch, dass Politik für sie irgendeine Bedeutung hat oder wichtig ist.

Hannes Androsch, Julian Schmid hat am Beginn seiner Abgeordnetenkarriere gesagt, er möchte eine starke Stimme für die Jungen sein und mit ihnen die Welt retten. Ist das die besten Ausgangssituation für die Arbeit im Parlament oder die schlechteste?

Hannes Androsch: Das ist eine klare Perspektive und –

Barbara Stöckl: Mit großer Naivität.

Hannes Androsch: Das ist die Frage der Umsetzung. Vielleicht haben wir viel zu viele angepasste Perspektivlose in der Politik – und das ist eines der Probleme.

Wenn man eine Perspektive hat und ein Ziel, dann kommt man vielleicht zu einem Konzept. Es ist ohnehin mühevoll genug – das berühmte Bohren in den harten Hölzern, das Max Weber beschrieben hat – das wirklich auf die Schiene zu bringen. Das ist der eine Aspekt.

Der andere Aspekt: Ich gebe beiden Herren Recht. Es gibt Situationen, wo es situationsvergessen nicht elastisch ist, um unseren Verteidigungsminister zu bemühen im freundlichsten Sinne. Es gibt Situationen, wie Sie geschildert haben, mit den Opfern oder Angehörigen der Opfer. Das ist dann eine Stilfrage. Aber was mir scheint, ist: Wir haben in sozusagen Kasuistik das Parlament – nicht nur bei uns, überall, EU-Parlament – mit administrativen Aufgaben überlastet. Und die sind einfach stinklangweilig. Denn wenn wirklich – war eine Ausnahme hoffentlich, die Sie gerade geschildert haben, aber wird schon da und dort auch vorkommen – spannende, für jeden wichtige, für die Zukunftsbewältigung bedeutende Themen kommen, dann ist auch der Plenarsaal voll, dann ist die Aufmerksamkeit da und dann werden auch – das sind dann auch die Höhepunkte im Plenum – unter Umständen bedeutende Beiträge geliefert.

Barbara Stöckl: Was braucht's aber, um ein guter Abgeordneter zu sein? Also welche Fähigkeiten – oder überhaupt ein guter Politiker. Maria Rauch-Kallat, bei Ihnen war ja die Wut, die Betroffenheit einer betroffenen Mutter der Ursprung Ihrer politischen Karriere – eines vierjährigen Kindes, einer Tochter, die damals erblindet ist. Sie sind zum damaligen Vizebürgermeister Erhard Busek ins Büro marschiert und haben gesagt, er lasse die Behinderten in Wien alleine. Ihr Engagement und Ihr Feuer hat ihm so imponiert, dass er sie – verkürzt gesagt – engagiert hat damals fürs Soziale Hilfswerk. Ist es das, dieses Antauchen, dieses die Welt retten wollen – was man braucht?

Maria Rauch-Kallat: Ja. Er hat mich sehr daran erinnert. Ich war ja doch ein bisschen älter als er, aber nicht sehr viel älter – 24, wie meine Tochter erblindet ist, und als ich ins Parlament kam, 34. Es war schon auch die Welt verändern, und zwar wenn auch nur für einen kleinen Teil, nämlich für die behinderten Menschen in meinem Land. Es ging darum, Frühförderung für behinderte Kinder einzuführen, die es damals in Deutschland schon gab. In Österreich war das ein völliges Fremdwort. Es gab die Forderung nach einer Elternbegleitung, es gab die Forderung der Reintegration unserer Kinder, weil das Sonderschulwerk 1962 ja alle Kinder in

Sondereinrichtungen abgeschoben hat und die normalen Schulen praktisch für behinderte Kinder nicht mehr zugänglich waren. Es ging darum, neue Berufe für blinde Menschen oder eben andere behinderte Menschen zu machen. Und ich denke, da ist uns auch sehr, sehr viel gelungen. Ich glaub' ja, in den späten 70er-, frühen 80er-Jahren war ja die Elternbewegung von Eltern behinderter Kinder die einzige Grassroot-Bürgerbewegung vor den Grünen, die dann im Zuge von Hainburg entstanden sind. Und ich komme aus dieser Elternbewegung – und wir wollten verändern und wir haben verändert. Und ich hab' es mir jetzt gerade gedacht: Mein Ziel war es, dass betroffene Menschen, selbst behinderte Menschen, im Parlament sitzen. Ich war wahnsinnig stolz, als es gelungen ist, in meiner Fraktion Franz-Joseph Huainigg ins Parlament zu bekommen, schwerstbehindert, nachdem die Grünen schon Theresia Haidlmayr hatten. Und Franz-Joseph Huainigg ist wirklich schwerstbehindert. Aber wenn er spricht, ist absolute Ruhe im Plenum, da hört jeder zu. Da ist schon Respekt – Respekt vor einem Menschen, der auch während eines Wahlkampfes um sein Leben gekämpft hat und diesen Kampf gewonnen hat und seither zusätzlich zum Rollstuhl mit einem Beatmungsgerät im Parlament sitzt, aber so vieles verändert hat in meiner Fraktion, ohne viel zu sagen. Nämlich das Verständnis gegenüber behinderten Menschen, was sie alles vermögen. Franz-Joseph Huainigg war Kabarettist – mit seiner Behinderung. Er war Autor oder er ist Autor, er hat Bücher geschrieben, er ist ein ganz faszinierender Mensch.

Barbara Stöckl: Roger Willemsen, ist man mit diesem Ansatz, etwas bewegen, die Welt verändern, zum Besseren gestalten zu wollen, im Parlament gut aufgehoben? Gibt's da nicht viel geeignetere Berufe?

Roger Willemsen: Das wird die jüngere Generation zum Teil so sehen. Aber ich dachte gerade auch an Herrn Schmid, als mir eine Debatte einfiel, die typischerweise in der aktuellen Berichterstattung nicht vorkommt. Da wird eine sehr intelligente Debatte geführt über die Grenzen des Wachstums. Und da ist ein CDU-Abgeordneter, also ein Konservativer, der eine äußerst kluge differenzierte Rede darüber hält, was uns allen klar ist, dass wir nicht immer weiter expandieren können, weil wir Ressourcenknappheit haben. Die bleibt von den eigenen Leuten unbeklatscht, denn die Absage an das Wachstum ist fast eine Sache der Systemfeindlichkeit. Und sie wird auch nicht in den Nachrichtenmedien rekapituliert, weil man sagt, ach, das ist ein Ewigkeitsthema, wir müssen uns für die

Notbeleuchtung am Arbeitsplatz interessieren – Das macht es wichtig und das macht den Ansatz zu sagen, ich will die Welt retten, also ich muss außerhalb des Parlaments mich einer NGO anschließen, ich muss zu Greenpeace oder zu Attac oder zu irgendeiner Bewegung, die außerhalb des Parlaments ist – das macht das plausibel.

Hannes Androsch: Ist da nicht die Möglichkeit, dass das nicht nur das Parlament betrifft, was Sie vorgebracht haben und was ich gut nachvollziehen kann, sondern das ist ein Spiegelbild unserer – grosso modo, nicht alle gleich – saturierten Gesellschaft, die im Heute lebt und nicht ans Morgen denkt oder das Morgen vergisst. Also die Grenzen des Wachstums – diese Studie ist, glaube ich, im 72er-Jahr herausgekommen.

Barbara Stöckl: Hätte man schon ein paar Tage zum Lesen gehabt.

Hannes Androsch: Ich muss das insofern bestätigen – das ist sozusagen in meiner zweiten politischen Karriere. Also die erste bestand darin, dass ich gesagt habe, wenn ich schon mätscher und die Chance hab', dann tu ich's selber. Das ist ja das Mindeste. Und beim zweiten Mal hat mich diese Starre unserer Veränderung im Bildungssystem so auf die Palme gebracht, dass ich nicht zu meiner Bequemlichkeit ein Volksbegehren gestartet habe. Und das ist viel besser ausgefallen trotz aller Widerwärtigkeiten und Behinderungen, als sich die, die es betrifft, erwartet oder gewünscht haben.

Barbara Stöckl: Aber verändert hat sich nichts.

Hannes Androsch: Ja – das Bewusstsein ist da und die kommen nicht weg. Wir werden sie schon vom Haken herunterholen. Das ist eine Drohung – und so ist sie auch gemeint.

Julian Schmid: Ich finde zum Beispiel dieses Beispiel – also Bildung ist da wirklich genau das Thema, aber zum Beispiel auch diese Grenzen des Wachstums. Dass das so lange braucht teilweise, bis da wirklich was passiert – das ist auch irgendwie das Problem. Also das merke ich jetzt schon. Ich meine, ich sitze ein Jahr – da werden Sie wahrscheinlich sagen, ja, ein Jahr, das ist ja noch gar nichts. Aber ich denke mir jetzt schon, boah.

Hannes Androsch: Da muss ich ein Erlebnis vom Raab erzählen. Der war früher ganz ein Wichtiger und die neuen Abgeordneten hat er – das war so der Adenauer von Österreich. Und die jungen oder die neu gewählten – jung waren's damals nicht – Abgeordneten hat er zusammengeholt und hat gesagt: Jetzt seid's ins Parlament gewählt worden, gratuliere euch dazu. Jetzt setzt's euch da – damals dauerte es so lange – vier Jahre her und horcht's euch das an. Nur ein paar Hinweise noch: Wo „Quästur“ steht, kriegt's das Geld, und wo ein Spiegel vor einer Tür ist, dort sind die Bequemlichkeitsräumlichkeiten. Dann ist er aufgestanden und ist gegangen. So haben sich die Zeiten geändert.

Barbara Stöckl: Roger Willemsen, Sie haben vorher schon gesagt, dass dieses Konzept von Rede/Gegenrede, also dieser Kern der Auseinandersetzung, wo Meinungen auch noch verändert und verrückt werden, in dem Sinn im Plenum nicht mehr vorhanden ist oder weitgehend nicht vorhanden ist, weil ja Entscheidungen und Diskussionen in den Ausschüssen passieren. Was ist vom Urkonzept der Demokratie eigentlich geblieben aus einer Zeit, in der es keine Lobbyisten und in der es keine Medien gab?

Roger Willemsen: Das ist gar nicht so leicht zu sagen. Es gibt dann und wann den hochkompetenten universalistischen Redner wie Gregor Gysi, der Humor hat, der Sachverstand hat, der eloquent ist, der sich mutig auch dem Gegner zuwendet und nicht nur zu den eigenen Leuten redet, weil er Angst hat, den Gegnern ins Gesicht zu gucken. Das kann man erkennen. Es gibt kluge Hinterbänkler, die wir aus den Talkshows nicht kennen, aber die durchaus Sachverstand haben, die auch engagiert sind, die auch zuhören, die in Tränen ausbrechen, weil es ihnen so sehr um die Sache geht – was ich mehrmals erlebt habe. Die auch gerührt sind. Ich hab' auch mehrere Behinderte, genau wie Sie's beschrieben haben, erlebt, auch jemand, der ein Beatmungsgerät trug und sagt, das ist meine letzte Rede, und der seinen Gegnern dankt.

Barbara Stöckl: Aber bleibt's nicht dann beim verzweifelten Kampf der Selbstdarstellung?

Roger Willemsen: Das ist nicht nur Selbstdarstellung. Gerade die, die klein werden vor ihrer Frage, vor dem Thema, das sie haben, sind am imponierendsten. Das sind

die, die nicht mehr in Effekten zu reden brauchen, sondern die eine Sache verfolgen. Und dann hat man sofort das Gefühl, die Tribüne hört zu, weil plötzlich jemand sieht, hier ist jemand fokussiert, jemand will etwas. Und die hab' ich in allen Fraktionen gefunden. Wir hatten ein Beispiel, dass Abgeordnete – drei Frauen von drei Parteien – in den Grenzbereich zwischen Deutschland und Tschechien reisen und sich die Grenzprostitution angucken. Und jetzt muss man diese drei Frauen hören, wie sachverständig über alle Fraktionsgrenzen hinaus die über Frauenhandel reden. Und da hab' ich eine Gänsehaut gekriegt, weil ich plötzlich dachte, aller Parteienstreit ist plötzlich ad acta gelegt, sie sind auf eine Sache bezogen, sie wollen das verändern, um jeden Preis – ganz gleich, zu welcher Partei sie gehören. Und das hat sich im Parlament auch so widergespiegelt – bis die Männer wieder das Wort ergriffen.

Maria Rauch-Kallat: Das haben Sie beschrieben sehr schön in dem Buch, ja.

Barbara Stöckl: In wenigen Tagen jährt sich der Fall der Berliner Mauer zum 25. Mal, und der Fall des Eisernen Vorhangs war ein geschichtliches Ereignis, wo wir alle gedacht haben, jetzt könnte die Welt ein besserer Ort werden, gewisse Feindbilder sind überwunden. Hannes Androsch, Sie haben in einem Interview gesagt zu diesem Thema, dass dieses Wissen, wer gut, wer böse ist, und dazwischen geht die Mauer, also auch Feindbilder haben, sozusagen die Demokratie zusammenhält. Braucht die Demokratie Feindbilder?

Hannes Androsch: Dramaturgisch vielleicht, wenn man zu Shakespeare zurückgeht oder zu den griechischen Schriftstellern. Aber wenn das Problem des vorigen Jahrhunderts war, dass Mauern errichtet wurden und Zäune, Eiserne Vorhänge errichtet wurden, so ist es ein vielleicht utopischer Wunsch oder ein nie erreichbarer Wunsch, dass wir endlich in ein Jahrhundert kommen, wo Brücken gebaut werden. Die gegenwärtige geopolitische Situation, in der sich übrigens auch die weltökonomische Großwetterlage verdüstert hat, ermuntert einen so nicht. Also wenn nach dem Fall der Mauer am 9. November und damit quasi das Ende des Kalten Krieges die Hoffnung war, wie das ein amerikanischer Gelehrter gemeint hat, das Ende der Geschichte sei eingetreten oder ausgebrochen, dann erleben wir jetzt an allen möglichen Orten, dass die Geschichte wiederkehrt in einer geradezu beklemmend-erschreckenden Weise.

Barbara Stöckl: Julian Schmid, das ist Ihr Geburtsjahr, 1989. Wie blicken Sie auf dieses historische Ereignis zurück?

Julian Schmid: Auf 1989?

Barbara Stöckl: Sind das für Sie Archivbilder oder ist es mehr?

Julian Schmid: Es ist ein bisschen mehr, weil ich in Berlin war und im Mauer-Museum zum Beispiel am Checkpoint Charly war und mir das angeschaut habe. Außerdem haben mir meine Eltern natürlich immer erzählt, das Wendejahr usw. Aber mehr ist es eigentlich für mich trotzdem nicht. Meine ganze Generation ist natürlich jetzt in einer ganz anderen Zeit aufgewachsen, wo für uns das natürlich nicht mehr so prägend ist. Und übrigens, was ich noch sagen wollte: Diese Feindbild-Sache ist schon etwas, was wir oft wirklich als Problem wahrnehmen im Parlament. Also dass zum Beispiel die Parteien – also ich verstehe einfach nicht, warum die Parteien teilweise immer für ihre Dinge die ganze Zeit sind, aber es kommt kaum je einmal vor, dass einfach gesagt wird, ja, der andere Vorschlag von der anderen Partei ist einfach gut. Also weil gesagt wird, dass so viel in Ausschüssen diskutiert wird und geredet wird – das kann ich überhaupt nicht teilen. Das ist nicht wirklich wahr.

Hannes Androsch: Politisch Pawlowsche Reflexe.

Julian Schmid: Ja, wirklich. In den Ausschüssen geht's genau gleich weiter wie im Plenum. Dann sitze ich da drin, bringe einen Antrag ein – zum Beispiel bei der Bildung – und der kann noch so vernünftig sein, mag noch so von allen geteilt werden irgendwie – aber weil er von uns kommt, ist er dann gleich einmal weg.

Maria Rauch-Kallat: Aber bei den Frauen gab's diese parteiübergreifenden Schulterschlüsse.

Julian Schmid: Das gibt's. Es gibt immer wichtig so Lichtmomente. Und das, was Sie gemacht haben, dass wir zum Beispiel auch –

Maria Rauch-Kallat: Ja, bei der Bundeshymne. Das gab's auch in der Pensionsreform, und zwar wirklich Initiativen, wo die Frauen dann gesagt haben, nein, so weit und nicht weiter, oder nur bis hierher und da treten wir gemeinsam auf.

Julian Schmid: Da beginnt Demokratie zu leuchten, genau in diesen Momenten. Und nicht in dem, was eigentlich der Alltag da drin meistens ist. Und das ist traurig, finde ich.

Maria Rauch-Kallat: Bei Behinderten-Materien auch. Also da ist es wirklich auch gelungen.

Hannes Androsch: Ich würde mir das bei der Bildung wünschen, denn im Ausschuss – es war ein eigener Ausschuss, der das Volksbegehren behandelt hat – plötzlich hat man geglaubt, es gibt nur mehr eine Fraktion. Bis zur Schlussabstimmung, dann waren wieder die Pawlowschen politischen Reflexe.

Barbara Stöckl: Apropos Reflexe – Hannes Androsch, ich beobachte schon einige Male, dass Sie den Arm um Julian Schmid legen, in gewisser Weise gönnerhaft, durchaus eine väterliche Geste. Ist das so, wie Sie Junge heute beobachten, wenn sie Politik machen?

Hannes Androsch: Ich find' ihn nur äußerst sympathisch. Es mag eine väterliche Geste sein – Sie verzeihen mir.

Julian Schmid: Die Unterstützung der älteren Generation ist sehr wichtig.

Barbara Stöckl: Roger Willemsen, nichtsdestotrotz: Ist die Art und Weise, wie wir auch im Westen unser Konzept und unsere Idee einer westlichen Demokratie in der ganzen Welt vertreten und als Maß aller Dinge sehen, nicht auch mit einer gewissen Arroganz verbunden? Und in dem Sinne – Hannes Androsch hat gerade von den Krisenherden und Konfliktherden, die auf der ganzen Welt leuchten, gesprochen – auch ein bisschen zu hinterfragen?

Roger Willemsen: Ja, das leider so. Und ich hab' den innigsten Bezug zu Afghanistan aus vielen Gründen, weil ich viel da war und weil ich Schirmherr einer Organisation bin, die da arbeitet. Und da ist es so, dass ich eine Frau – übrigens eine Frau, die behindert war, das ist nur ein Zufall vielleicht – eine Menschenrechtlerin traf, die sagte, ich bin die erste Frau in meiner Familie, die in die Schule gegangen ist, ich bin die erste Frau, die studiert hat. Ich bin durch die Straßen gegangen und habe den Leuten gesagt, ihr müsst wählen für die Demokratie. Aber als die Wahlen kamen, habe ich nicht mehr gewählt, denn es gab niemanden mehr, dem ich vertrauen konnte. – Das ist der schlimmste Crashkurs an Desillusion, den man sich vorstellen kann, bei einer aufgeweckten klugen Frau. Dazu kommt, dass die dann mich fragen: Was habt ihr uns da gebracht? In diesem Parlament sitzen die

Abgeordneten der Taliban, es sitzen pakistanische Strohmänner, es sitzen Warlords darin, Drogenbarone, es sitzen korrupte Parlamentarier. Wir müssten irgendein System haben, das die Stämme repräsentiert. Aber Demokratie ist entweder zu früh oder sie ist falsch. Und wenn wir da hingehen und sagen, das sind unsere Kostbarkeiten, die wir euch in den Schoß werfen, dann richten wir damit unter Umständen Schaden an.

Barbara Stöckl: Auch beim Arabischen Frühling haben wir alle geglaubt, jetzt passiert's. Tunesien hat jetzt gewählt, und wieder ist es das Hoffnungsland für Demokratie geworden. In dieser Region aber geht's eben so einfach nicht. Warum sind Demokratisierungsprozesse, wenn wir rund um die Welt schauen, so schwierig? Weil wir sie eben nicht überstülpen können?

Hannes Androsch: Weil das ist nicht nur eine formelle Angelegenheit ist. Und es gibt keine Demokratie ohne Demokraten und das kann man nicht mit Mausclick verordnen oder par ordre de mufti. Das ist das Problem. Da müssen entsprechende kulturelle, in dem Fall politisch-kulturelle, gesellschaftliche Voraussetzungen geschaffen sein. Dann sind Rebellionen oder Revolten oder nennen Sie's Revolutionen – und aus einem Frühling wird rasch wieder ein Herbst und unter Umständen ein ganz neuer kalter Winter. Das passt jetzt zufällig gerade zum Ablauf der Saison in unseren Breiten. Dann sind wir wieder bei dem leidigen Bildungsthema und insbesondere in solchen Ländern, wo es noch ein hohes Ausmaß an Analphabetismus gibt, insbesondere bei Frauen, also in einer diskriminierenden Weise. Da bin ich voll bei Ihrem Engagement. Das kann man nicht einfach nur formell drüberstülpen und es ist dann so. So einfach ist leider das gesellschaftliche Leben nicht.

Barbara Stöckl: Ist Bildung die wichtigste Voraussetzung für Demokratie?

Roger Willemsen: Ja. Sie zerreißt Verblendungszusammenhänge, sie macht es unmöglich, Propaganda zirkulieren zu lassen im bekannten Sinne. Wir haben das rührende Beispiel, dass wir Kindern beibringen, wie man liest – und sie glauben, Alphabetisierung sei in Afghanistan ein Beruf. Dann gehen die Kinder nach Hause und lesen mit den Eltern die Zeitung. Und die Kinder lesen den Eltern die Zeitungen vor und dann sagen die Eltern den Kindern, wie diese Nachrichten zu bewerten sind.

Das ist eigentlich ein Zugriff, den wir überhaupt nicht kennen aus unserem Kulturraum, der aber zu den glücklichsten gehört, die man sich vorstellen kann.

Barbara Stöckl: Julian Schmid, wie hart ist denn die Oppositionsbank eigentlich? Wie körperlich anstrengend ist die Arbeit im Parlament? Konzentration, acht Stunden konzentrieren – da erinnert man sich an die erste Zeit in der Volksschule, wenn die Kinder vier Stunden nicht stillsitzen mögen.

Julian Schmid: Also da muss ich wirklich sagen, ich finde es tatsächlich etwas schräg. Weil diese Sitzungen – acht Stunden ist nämlich untertrieben, die dauern ja oft bis zu 14 Stunden, ohne Pause. Das heißt, ich finde das jetzt grundsätzlich nicht schlimm, aber ich weiß nicht, ob der gescheiteste Output da rauskommt. Kein Unternehmen der Welt, glaube ich, würde das machen, oder? Ein 14-Stunden-Meeting ohne Pause, wo irgendwie drei Viertel der Leute einfach dazwischen mal rausgeht, wie's ihnen passt. Naja, und dementsprechend – also ich find's schon wahnsinnig spannend. Nur, ich probiere das spannende Selbstexperiment, möglichst viel drin zu sein, maximal aufzupassen. Ich hab' noch keinen Zwischenruf gemacht, weil es mir einfach wichtig ist – also Stichwort Anpassung. Nicht die Geschichten, die ich falsch finde – mich da anzupassen.

Barbara Stöckl: Haben Sie denn körperliche Schäden davongetragen nach diesem Jahr?

Roger Willemsen: So hart die Bänke der Opposition sein mögen, am härtesten sind die der Tribüne, also da oben. Ich hab' mir Sitzkissen mitgenommen, tatsächlich. Es ging nicht anders. Also das ist wirklich das Einzige. Sonst – langweilig hab' ich das Parlament fast nie gefunden, weil immer das das Erste ist, wo alle assoziieren und sagen, wie müssen Sie gelitten haben. Und ich sage, nicht eigentlich, denn es gibt immer was zu sehen, es gibt immer kleine Handlungen, kleine Erzählungen. Und wenn man eben nicht diesen Kamerablick hat, sondern man hat quasi den panoramatischen Blick und sieht die ganze Erzählung, dann gibt es wirklich immer was zu sehen.

Barbara Stöckl: Hatten Sie Ihren Fokus speziell auf die Bundeskanzlerin gesetzt?

Roger Willemsen: Teilweise. Ich hab' auch manchmal, wenn ich mich an den Reden erschöpft hatte, dann gesehen, was ist an diesem merkwürdig amorphen Individuum

sichtbar. Sie ist ja auf eine Weise unscheinbar, die geradezu dramatisch ist. Sie wird jede pointierte Aussage vermeiden. Es ist typisch für sie, dass keine Aussage im Wahlkampf von ihr so gewichtig war wie „Sie kennen mich“. Das heißt, erwarten Sie nichts, ich bin ich. Also tautologisch zu sein, ist irgendwo das, womit sie am allermeisten punktet. Und die Deutschen wollen diese Form von Unscheinbarkeit. Sie wollen keine Erlöser, keine Charismatiker, sie wollen keine Führungspersonen, die auch noch Ecken und Kanten haben wie Herr Steinbrück oder so.

Barbara Stöckl: Aber könnte man es nicht auch größtmögliche Authentizität nennen?

Roger Willemsen: Nein, denn sie ist ja sehr viel intelligenter als ihre Erscheinung. Und sie hat ja einen Flegel an ihrer Seite, der überall der Ausputzer für das ist, was dann hart ist. Sie verödet das Land. Also sie verödet bestimmte Themen, indem sie sagt, zu Lampedusa sag' ich nichts, zur NSA-Affäre sag' ich nichts, zu rechtsradikalen Attentaten sag' ich möglichst nichts. Outet sich ein Fußballer als homosexuell, sagt sie sofort: Das ist gut. Weil sie weiß, 99 Prozent der Deutschen sind dafür, dass dieser Fußballer sich äußert.

Maria Rauch-Kallat: Vielleicht findet sie's wirklich gut.

Roger Willemsen: Sie findet's natürlich wirklich gut, glaub' ich auch. Aber es ist ihr auf der anderen Seite auch relativ gleichgültig.

Barbara Stöckl: Klartext zu sprechen, das kann man jetzt, glaube ich, nicht nur der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel anlasten, dass das im Parlament nicht sehr verbreitet ist, sich wirklich kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Wie ist es ihnen damit ergangen?

Maria Rauch-Kallat: Ich denke – erstens glaube ich, dass Angela Merkel ihre Sache in dieser schwierigen Zeit ausgezeichnet macht. Also ich halte sie nicht für einschläfernd – da muss ich Ihnen widersprechen.

Barbara Stöckl: Weibliche Solidarität oder parteipolitische Solidarität?

Maria Rauch-Kallat: Ich kenne auch Angela Merkel relativ gut persönlich. Es ist nicht nur weibliche Solidarität – es wäre auch weibliche Solidarität. Aber ich denke, in diesen schwierigen Zeiten ist sie wirklich ein Bollwerk in der Brandung. Und ich halte es auch für richtig, dass man nicht zu allem und jedem als Bundeskanzler sofort seine Meinung kundtun muss. Gerade in dieser schnelllebigen Zeit, in dieser

Medienzeit. Und ich habe das selbst als Generalsekretärin erlebt. Da hat man schneller ein Mikrofon vor dem Mund, als man die eigentliche authentische Nachricht, zu der man befragt wird, überhaupt noch gehört hat, sondern zum Teil nur wieder in der Wiedergabe von Medien. Und da ist es manchmal schon klug zu sagen, lassen Sie mich zuerst nachsehen und nachfragen, ob das überhaupt so stimmt, wie es behauptet wird. Das ist die eine Sache.

Die andere Sache: Ich habe schon auch sehr – ich habe ja auch witzige Diskussionen im Parlament erlebt, manchmal vielleicht zu witzig. Einer Ihrer pointiertesten Redner ist Josef Cap und der hat mir manches zu sehr verblödet, obwohl es immer zum Schmunzeln war. Ich habe auch wirklich tolle Debatten erlebt. Heinrich Neisser zum Beispiel war ein grandioser Rhetoriker. Oder Robert Graff, Wirtschaftsminister und auch langjähriger Abgeordneter. Das gibt's jetzt weniger, hab' ich den Eindruck. Also diese Zeiten sind – fürchte ich – vorbei. Weil es sich auch Abgeordnete, glaube ich, weniger trauen. Es ist in der Mediendemokratie viel gefährlicher geworden, etwas zu sagen. Und es werden auch die Abgeordneten oder die kommenden Abgeordneten geschult, bei heiklen Themen nicht sofort auf den Leim zu gehen und nicht sofort hineinzutappen in jedes Mikrofon, das hingehalten wird.

Barbara Stöckl: Wie erinnern Sie sich da, Hannes Androsch, zu diesem Thema? Gibt's Infights, an die Sie sich besonders gerne erinnern? Ihre eigenen mit Stephan Koren, Ihrem Vorgänger im Amt, waren durchaus legendär, mit dem Sie später befreundet waren. Also sozusagen, so ernst darf man's dann doch nicht nehmen, nicht?

Hannes Androsch: Na gut, das waren – jedenfalls von der Wahrnehmung, auch der journalistischen Wahrnehmung – immer Höhepunkte, bis die draufgekommen sind, wenn man genau hinhört, dann sagt's ihr ungefähr das Gleiche. Was durchaus zugetroffen hat. Das war ein bisschen in eine adverse Form gekleidet, aber inhaltlich, wenn man diese Verpackung weggenommen hat, hat es eine große Übereinstimmung gegeben. Und später, wenn man nicht diese Profilierungsaktionen setzen musste wie im parlamentarischen Reden, hat sich das ja in mehrfacher Weise über viele Jahre dokumentiert und war für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes – wage ich zu behaupten – nicht von Nachteil.

Barbara Stöckl: Sie haben in diesem besonderen Gedenkjahr 2014, das schon langsam zu Ende geht, ein Buch mit einem besonderen Ansatz herausgebracht, gemeinsam mit Wissenschaftlern, mit Journalisten, mit Denkern: „1814 1914 2014“ – herausgegriffen 14 Ereignisse, die die Welt verändert haben. Welches würden Sie da rausgreifen oder benennen, das gerade auch für die Demokratie besonders wichtig war?

Hannes Androsch: Das ist eine Wertungsfrage als Herausgeber – ich will über meine Mitautoren kein Ranking vornehmen. Jedenfalls ist es interessant, dass wir versucht haben, einen Bogen zu spannen. Und das ist zurückzuführen auf einen früheren, schon verstorbenen Bausenator in Berlin. Vielleicht wäre der Flughafen schon fertig unter ihm. Aber er ist dann Kanzleramtsminister geworden beim Willy Brandt, in der Guillome-Affäre das gewesen und später langjähriger Botschafter in Österreich, in Belgrad und in Dublin. Er hat ein Apartment in Altaussee gehabt und er hat uns und mich auf diese Idee gebracht. Horst Grabert mit Namen – wird Ihnen was sagen.

Roger Willemsen: Ja.

Barbara Stöckl: Roger Willemsen, wenn Sie dieses Gedenkjahr auch im Hintergrund tragen und jetzt zu Ihrem Projekt: Ist es durchaus auch etwas, was uns ermuntern sollte, an die Bedeutung der Demokratie und an ihre Wichtigkeit zu glauben, wenn wir diese Daten vor Augen haben?

Roger Willemsen: Ja, gewiss. Zumal wir die Demokratie dann auch vielleicht weniger als eine Errungenschaft betrachten, die einfach gegeben ist, sondern die man permanent neu herstellen muss und die man gegen ihre Gefährdungen zu verteidigen hat. Und das ist der Auftrag, der aus dieser Geschichte ergeht.

Barbara Stöckl: Die Macht geht vom Volke aus, aber kommt sie wieder zurück?

Roger Willemsen: Ja, sie ist ja auch nur geliehen. Und der Gedanke, dass ein Abgeordneter nur seinem Gewissen verantwortlich ist, der wird zum Beispiel den auch von Herrn Schmid schon beklagten Fraktionsgedanken in Frage stellen und sagen, kann es nicht sein, dass jemand sagt, hier stehe ich, ich kann nicht anders, und mit dieser Grundüberzeugung für eine Sache kämpft. Mir waren alte, zum Teil erzkonservative Abgeordnete manchmal sehr sympathisch deshalb, weil sie genau

das machten. Weil sie sagten: Es tut uns leid, ihr mögt alle für die Homo-Ehe sein, ich bin dagegen, weil C in CDU oder CSU heißt für mich, die nicht heterogene Ehe ist nicht gleichzustellen. Das ist nicht mein Standpunkt, ich bin der umgekehrten Meinung. Aber ich ehre den, der den ganzen Hass des Landes auf sich zieht, weil er's sagt. Weil das die Vorstellung ist, die man eigentlich von Meinungsfreiheit haben sollte. Sie muss erlauben, dass man das hört, was man nicht hören will.

Hannes Androsch: Es sind ja auch vor allem die Anlässe, die einen Wien- und einen Österreich-Bezug haben und der Bogen, was das Besondere oder das Alleinstellungsmerkmal dieses Sammelbandes sein soll. Festgemacht nicht an den üblichen Daten, sondern an hintergründigen im gesellschaftlichen, im künstlerischen und in welchem Bereich immer. Also dass die Kindersterblichkeit plötzlich gesunken ist, als der Semmelweis draufgekommen ist, dass man sich die Hände waschen muss – also Beginn der Spitalshygiene.

Barbara Stöckl: Stimmt es, Julian Schmid, dass Jörg Haider mit verursacht hat, dass Sie in der Politik heute gelandet sind?

Julian Schmid: Jörg Haider – und mein Schulwart war's eigentlich. Ja, das stimmt. Ich bin ca. mit 13, 14 herum zu den Grünen gekommen. Und da hat's eben einen Auslöser gegeben, und das war, dass der Haider – der war damals Landeshauptmann in Kärnten und sehr sehr mächtig – zu uns in die Schule gekommen ist mit fünf Bodyguards, wie man das eben in einer Schule so machen muss. Also sehr martialischer Auftritt. Meine Freund und ich haben so – sorry – anti-schwarz-blaue Anstecker verteilt. Also wir waren damals dagegen. Und dann ist der Schulwart zu mir gekommen, hat mir den Anstecker runtergerissen und hat gesagt: Das ist gefährlich für die Schule, was wird da passieren, das ist der Landeshauptmann, das hat vielleicht Konsequenzen. – Dann hab' ich eben Angst gehabt, dass die echte Meinungsfreiheit bedroht ist. Und dementsprechend bin ich dann zu den Grünen gekommen. Warum auch immer genau da – die waren einfach die, die die einzige Opposition in Kärnten dagegen waren. Die waren damals eine kleine Splittergruppe, die waren noch nicht einmal im Landtag vertreten.

Barbara Stöckl: Heute ist das anders.

Julian Schmid: Genau, heute ist das anders. Jetzt sind sie dort in der Landesregierung. Es ist halt für mich schon auch spannend, wie viel dann teilweise schon weitergehen kann. Da gibt's nämlich – mit diesen Jahreszahlen, diesen Daten. Das war nämlich eine Geschichte, die mich sehr, sehr bewegt hat und die in meiner Familie sehr viel erzählt worden ist. Meine Urgroßmutter war ihr ganzes Leben in Völkermarkt in Kärnten – damals ist man noch nicht so viel rausgekommen – und hat den Ersten und den Zweiten Weltkrieg erlebt und hat mit sechs Jahren anfangen müssen, die Kühe zu melken bei einem Bauern, und hat deshalb nie zur Schule gehen können und war Analphabetin. Das hat mir meine Oma immer erzählt, die das noch sehr mitgekriegt hat. Allein das ist in der Zeit weitergegangen. Das war immer für mich so eine Motivation, auch dass ich irgendwie das Gefühl habe, man muss extrem aufpassen, dass es nicht auch in so eine Richtung geht. Und teilweise hab' ich das Gefühl bei der Politik – ja, schon dass sie verwaltet, dass sie aufpasst, das Gefühl hab' ich schon. Aber dass man jetzt das Gefühl hat, dass es wirklich so einen Fortschritt gibt für meine Generation, dass es uns einmal wirklich besser gehen wird als meinen Eltern – sozusagen den Glauben haben ganz viele nicht. Und ich glaube, den müssen wir irgendwie schaffen, wieder zurückzubringen. Weil nur so können wir der Demokratie, glaube ich, wirklich wieder Leben einhauchen.

Barbara Stöckl: Roger Willemsen, das Magazin der Süddeutschen hat im letzten Jahr schon alle Abgeordneten gefragt, wen sie als Quereinsteiger gerne im Deutschen Bundestag sähen. Diese Hitliste führen Sie an vor Xanier Naidoo und Thomas Gottschalk. War es je ein Gedanke? Es gibt doch Angebote, die man nicht ablehnen kann.

Roger Willemsen: Dieses kann man ganz leicht ablehnen, denn ich hatte das Gefühl – allen Anwesenden sei damit nichts Böses gesagt – dass man mit sehr viel Reibungsverlust arbeitet. Immer, wo ich in die Nähe der Politik kam, wurde ich mit bürokratischen Prozessen konfrontiert und es war so ineffizient, weil Parteien sich natürlich auch immer selber dienen. Und meine Arbeit ist, glaube ich, effektiver in dem Augenblick, wo ich in Organisationen arbeite, mich Initiativen anschließe, plötzlich für eine Sache eintrete. Und da bin ich einfach praktischer und da ist mein Mundwerk geforderter.

Hannes Androsch: Und die Feder.

Roger Willemsen: Und die Feder.

Barbara Stöckl: Und die Feder. Man spricht immer wieder von Sternstunden des Parlaments, jedenfalls wenn man zurückblickt auf die Geschichte. Haben Sie eine solche Sternstunde erlebt?

Roger Willemsen: Ich muss komischerweise sagen, dass eine Sternstunde wirklich der Augenblick war, in dem sich ein Untersuchungsausschuss mit diesen anfangs genannten rechtsradikalen Attentaten auseinandersetzt und fraktionsübergreifend 47 Entscheidungen gefällt werden – unisono, alle Parteien übergreifend, und parallel vom größten Staatsversagen die Rede ist. Das sagt die Regierung selbst, das sagt das Parlament, weil mit rassistischen Motiven ermittelt worden ist. Und diese Form von Schuldeingeständnis und daraus ableiten Handlungsmaximen – das fand ich vorbildlich.

Barbara Stöckl: Maria Rauch-Kallat, was war Ihre Sternstunde im Parlament?

Maria Rauch-Kallat: Das war wahrscheinlich die schwierigste Stunde, die ich hatte, aber sie war für meine persönliche Entwicklung die prägendste und die entscheidendste. Ich habe als junge Abgeordnete damals im Bundesrat – das ist in der Öffentlichkeit nicht so sichtbar, der hat auch nicht die gleiche Bedeutung wie der Deutsche Bundesrat – nach knapp einem Jahr im Parlament die Klubdisziplin verlassen. Das heißt, ich habe in einer Rede zu einem Antrag meiner Fraktion, wo sie Zwentendorf wieder aufsperrten wollten – 1984 wirklich grotesk – gegen die Fraktion gesprochen. Wir hatten damals im Bundesrat die Mehrheit. Ich habe gegen die Fraktion gesprochen, habe drei meiner eigenen Abgeordneten überzeugen können und wir haben die Mehrheit gebrochen. Es stand dann am nächsten Tag in einer Zeitung, eine junge Abgeordnete hat die Ehre der ÖVP gerettet. Tatsache war, dass plötzlich niemand mehr mit mir gesprochen hat, totaler Liebesentzug. Der damalige Klubobmann Alois Mock, der ohnehin sehr milde war, musste mich zitieren. Es war so, ich bin ehrlich genug zu sagen, wenn ich gewusst hätte – drei Monate Liebesentzug, wo einen in einer Gruppe niemand mehr mag – war mir bevorsteht, ich bin nicht sicher, ob ich mich's getraut hätte. Ich hab's zum Glück nicht gewusst. Es war nämlich das prägendste Erlebnis. Ich hab' danach gewusst, es ist nicht notwendig, von allen geliebt zu werden. Es ist viel besser, wenn man gefürchtet wird. Es hat nämlich den Respekt in meiner Fraktion vor mir sehr erhöht. Und ich war dann eher gefürchtet als unsichere Bank.

Barbara Stöckl: Liebesentzug – ein schönes Wort, wenn man von Parteipolitik spricht. Aber ich glaube, in der ÖVP weiß man, was es bedeutet. Hannes Androsch, Ihre Sternstunde im Parlament?

Hannes Androsch: Das hat mich gar nicht vom Ressort her betroffen. Das war die große Strafrechtsreform mit der für viele verständlicherweise wirklich bewegenden Frage, Straffreiheit der Schwangerschaftsunterbrechung. Das ist niemandem leicht gefallen und das war auch ein volles Haus. Der Parteivorsitzende und Bundeskanzler Kreisky hat sich große Sorgen gemacht, wie die römisch-katholische Kirche mit dem damaligen Kardinal König – übrigens ein guter Freund von Helmut Schmidt gewesen – in ihren Reihen damit umgehen würde. Das war vielleicht von allen anderen – und Sie haben welche erwähnt – die gewichtigste gesellschaftspolitische Entscheidung und ist es auch bis heute geblieben.

Barbara Stöckl: Ich bedanke mich bei meinen Gästen, wir sind am Ende der Stunde angelangt. Danke schön für Ihre persönlichen Einblicke in ein Thema, das uns alle so sehr betrifft und noch mehr betreffen sollte in dem Sinn, dass wir wissen sollten, Demokratie ist fordernd, ist anstrengend. Und das sollten wir ab und an vielleicht auch mal beherzigen. Es reicht nicht nur das Kreuzchen am Wahlzettel, das man dann zwischendurch zu erledigen hat. Ich bedanke mich für Ihr Interesse.